

60]

Mafia.

[Nachdruck verboten.]

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Lidda ließ die lange Reihe alter Bundesgenossen an ihrem Auge vorüberziehen. Unter dem Vorwande, für die Teilnahme an der Trauer der Familie zu danken, suchte sie einen nach dem anderen auf, sprach heimlich mit ihnen, entflammte sie mit ihrem brennenden Haffe. Sie besaß den sicheren Fraueninstinkt dafür, wem sie trauen durfte; nie griff sie fehl, wurde nie verraten. Aber sie war auch das einzige Band zwischen diesem Kreise von Menschen, und da sie alle ehrlich waren, äußerten sie sich nie in Handlungen. Dennoch war Liddas Tätigkeit nicht vergebens. Sie sammelte eine Schar Kerntuppen, die sie für eine Idee begeisterte, und aus den Worten, die sie hörte, schöpfte sie selbst Trost und Kraft, sich aufrecht zu erhalten.

In dieser Zeit erwies sich keiner so treu und ersfinderisch in allerlei Zerstreungen wie Diambra.

Und dennoch wußte Lidda, daß es ein anderer war, der nun alle Gedanken der Freundin erfüllte.

Eines Tages hatte Diambra einen Brief von Ettore Del Chiaro erhalten. Er war von einer Art Einführungs schreiben Belcaros begleitet gewesen, einer sorgfältig ausgetüftelten Epistel, das sie mit einem kalt höhnischen Lächeln las und so gleich verbrannte.

Desto mehr Eindruck machte Ettore's Brief auf sie. . . . Durch Belcaros Verbindungen in Girgenti war er von dem religiösen Schwindel, den man mit seiner unglücklichen Schwester trieb, genau unterrichtet. In seiner Verzweiflung, sie nicht wider ihren Willen herausreißen und das Mißtrauen, das man ihr gegen ihren freidenkerischen Bruder eingemipft, nicht soweit besiegen zu können, um sie zur Abreise zu bewegen, sah er nur eine einzige Möglichkeit eines Rettungsversuches: die intelligente Diambra für sich zu gewinnen, und sie zu bitten, seine Bundesgenossin zu werden.

Schon in diesem ersten ebenso eingehenden wie dringlichen Briefe hatte er ihr Crocifissas Zustand erklärt, ihr verständlich zu machen gesucht, daß es sich lediglich um ein hysterisches Gemütsleiden handele, das jeder Arzt fenne und zu behandeln wissen sollte. Er sandte ihr gleichzeitig Bücher, in denen sie Beschreibungen ganz ähnlicher Fälle finden konnte, die sich teils in Irrenanstalten ereignet hatten, teils von einem unwissenden Pöbel und durch schlaue oder ungeschickte Priester als „heilige Zustände“ ausgegeben worden waren.

Dieser Brief erreichte Diambra zu einem Zeitpunkt, wo sie allerdings noch an einen übernatürlichen Ursprung der Krankheit glaubte, aber andererseits vor der widerwärtigen Ausnützung Crocifissas, die sie aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, Ekel empfand. Was sie religiös beruhigte, war die unumstößliche Tatsache, daß derartige „übernatürliche“ Vorfälle sich ebensowohl unter den Heiden wie unter Christen ereigneten. Dies gab ihr Mut, ernstlich in die Sache einzudringen, und je mehr sie las, desto mehr fiel es wie Schuppen von den Augen. Sie sah, daß hier kein Zweifel möglich sei, und sie empfand es als eine glückliche Befreiung, daß sie all diesen Greuel und Jammer nicht mehr als besondere Gnade Gottes zu betrachten brauchte. Und unwillkürlich zog sie einen Vergleich zwischen jenem Freidenker, der alles tat, um die geliebte Schwester zu befreien, und diesen Priestern und Nonnen, die sich der Leiden der Kranken erfreuten, weil sie Geld einbrachten.

Da es nicht anging, daß Ettore direkt an das Kloster schrieb, so wurde Lidda die Vermittlerin ihrer Korrespondenz, der sie mit nicht geringem Interesse folgte, wenn sie auch nicht selbst daran teilnahm.

Ettore hatte einen ganzen Plan fertig, und Diambra stellte sich ihm voll Eifer zur Verfügung. Es galt langsam und geduldig Crocifissas volles Vertrauen zu gewinnen und Einfluß auf sie auszuüben, während man zugleich Don Gerlando aus ihrem Bewußtsein verdrängte.

Der erstere Teil der Aufgabe war für Diambra der leichtere, und hierin war sie auch schon recht weit vorgeschritten. Zur Durchführung des zweiten Teiles bediente sie sich geschickt

Biondas, ohne jedoch diese ganz ins Vertrauen zu ziehen. Bionda hatte von jeher großen Einfluß auf Crocifissa gehabt; sie sah den geschäftskundigen Priester keineswegs mit freundlichen Augen an, und ihr Urteil über Menschen und Dinge prägte sich tief in Crocifissas kranke Gedanken.

Für Diambra bedeutete dieser Briefwechsel gleichsam ein Erwachen zu ganz neuem Leben. Als sie in einem ihrer ersten Briefe geklagt hatte, daß ihrer Mutter beständiges Verzögern der Heimkehr sie zu einer geistigen Untätigkeit zwinge, die auf die Dauer ganz unleidlich würde, schlug Ettore ihr vor, daß er und seine Freunde unter den römischen Professoren ihre Studien schriftlich leiten wollten, bis sie eines Tages Girgenti verlassen könnte, und mit besonderer Freude unterzog er sich dieser Aufgabe, als er erfuhr, daß sie die Sozialökonomie als Studienschach gewählt hatte. Er sandte ihr Bücher, er setzte sie in Verbindung mit Fachmännern, und bald warf sie sich mit ihrer ganzen aufgesparten Energie und Ehrbegierde in ein regelrechtes Studium, das ihr nicht bloß die Tage raubte, sondern die Hälfte der Nächte dazu. Oben in Rom aber saßen die korrespondierenden Professoren und waren aufs höchste erstaunt über diesen sizilianischen Papierfresser; dergleichen hatten sie unter ihren Studenten niemals gekannt — besonders nicht unter den sizilianischen.

Langsam sproß zwischen den beiden ein Gemeinschaftsgefühl empor, eine gegenseitige warme Bewunderung, die mit jedem Briefe wuchs, und wenn auch das Wort Liebe nie genannt wurde, so lag es doch in jeder Zeile als ein glücklich stilles Wehen.

Eines Tages kam Diambra zu Lidda gestürzt, schön wie nie zuvor in ihrer glühenden Begeisterung.

Ettore's neues Drama „La Tigre“, die Tigerin, war im Teatro Costanzo mit einem Erfolge aufgeführt worden, dessen gleichen man seit vielen Jahren nicht erlebt hatte. Alle Blätter beglückwünschten den jungen Dichter zu seinem Durchbruch. Selbst die ministerielle „Tribuna“, die ihm sonst nicht hold war, hielt mit ihrer Anerkennung nicht zurück.

Das Buch war gleichzeitig herausgekommen. Diambra hatte es eben verschlungen und glühte noch von Entzücken.

„Dieses Stück ist mit seinem eigenen Herzblut geschrieben. Die Tigerin ist seine Mutter, die er richtet!“

„Da wird es nicht lange währen, bis die Tigerin ihre Klauen wehrt,“ antwortete Lidda, bleich von Ahnungen.

„Daß sie wehen! Wir haben das Tigerjunge als Geißel“ triumphierte Diambra.

Drittes Buch.

21.

Die Tage sind warm und lang. Die Sonne steht fast bis acht Uhr am Himmel. Es geht dem Johannestag zu — bald wird es ein Jahr sein, seit Belladonna geschieden ist.

Die stimmungsvolle Abendstunde des Sonnabends ist angebrochen. Der Marchese und Lidda sitzen stumm auf der Bank unter dem hohen blühenden Oleander. Zu ihren Füßen senken sich die Dächer terrassenförmig über die Berglehne, unterbrochen von kleinen, grünen Gartensteden. Da und dort steigt ein schwarzer Rauch gen Himmel: all die Ehefrauen, die ihren Mann nur über Sonntag bei sich daheim haben, erwarten ihn mit der warmen Minestra (Suppe), die er entbehren mußte, seit er zuletzt zu Hause gewesen. Ringsum von allen Kirchlein beginnen die Abglocken zu läuten. Aus den nächsten Gassen hört man Blöden und Schellengelingel, die Rufe der Girten und das Trappeln und Stampfen des Viehes. Wie ein ferner Donner dröhnt das Wagengerassel des Korso herauf. Drüben in einem Seitengäßchen zanken ein paar Bäuerinnen, und unter der Domkirche stimmt ein Liebhaber seine Gitarre zur Serenade; aber alle diese ungleichartigen Laute sind so gedämpft, daß sie in eine einzige harmonische Stimmung verfließen, wie eine begleitende Musik zu der zauberhaften Beleuchtung des Sonnenunterganges, jener durchsichtigen Strahlenbrechung von rot in grün über einem dunklen Wolkengrunde.

Die beiden unter dem Oleander aber erreicht der Abendfriede nicht. Der gedankenvolle Blick scheint ruhig auf dem Meere zu haften, aber in ihrem Innern wogt die gleiche Angst und Unruhe. Starke Leidenschaften türmen sich gegeneinander wie Stürme der Tag- und Nachtgleiche.

Zum letzten Male hat die Gräfin ihnen die geballte Faust gezeigt, und diesmal ist es ernst.

Kurz nachdem La Greca das Angebot auf die Minen abgewiesen hatte, war eine Sache von großer Bedeutung für die ganze Stadt erhoben worden. Man wünschte, der Stadt durch den Bau eines Aquädukts bessere Wasserversorgung zu verschaffen. Obwohl der Vorschlag von der Mafia ausging, wurde er von der gesamten Bevölkerung, namentlich von den Bauern, so rasch aufgegriffen, daß die Angelegenheit nicht lange mehr eine Mafiasache zu nennen war, sondern von der ganzen Volksstimmung getragen wurde. Die ersten unbestimmten Vorschläge, die im Stadtrat gemacht wurden, gingen darauf aus, das Wasser aus dem Dragoflusse zu nehmen, unten eine Turbine anzulegen und sich mit einer zur Stadt führenden, verhältnismäßig kurzen Leitung zu behelfen. Nach diesen einleitenden Schritten ließ man die Sache ruhen, bis die Bevölkerung vor Ungeduld wütend wurde und in Prozession zum Rathaus zog, wo man große weiße Fahnen mit der Aufschrift: „Wir wollen den Aquädukt haben!“ entfaltet und flammende Reden hielt. Der Sindaco (Bürgermeister) empfing sie mit einer ruhigen und würdigen Ansprache. Die Sache sei auf unvorhergesehene Schwierigkeiten gestoßen. Man fürchtete, das Wasser des Drago könnte ungesund sein und Fieber bringen. Es sei notwendig, nach Quellen zu bohren, aber der einzige Fleck, wo man vermutlich brauchbare Quellen finden würde, sei Marchese La Greca's Besitztum — und er habe sich jedem Verkauf abgeneigt gezeigt. Die Wortführer des Volkes erwiderten hierauf, man solle neue Unterhandlungen mit dem Marchese einleiten, der sicherlich der Wohlfahrt der Stadt nicht im Wege sein würde. Hierauf zog der ganze Haufe vor den Palazzo des Marchese; als aber die Wortführer auf ihr Anliegen die Antwort erhielten, Marchese La Greca wolle sein Haus nicht ruinieren, um die Mafia zu sättigen, da begann der Wöbel ihm unter Drohungen und wildem Geschrei alle Fenster mit Steinen einzuwurfen. Mit einem Schläge war der Marchese der unpopulärste Mann der Stadt geworden.

Nun nahm der Stadtrat sich der Sache an. Er machte dem Marchese ein Angebot auf sein Grundstück, nach dem Werte der Felder und einem Ersatz für die Maschinen und Hochöfen berechnet. Für den Untergrund — in dem der größte Wert steckte — wollte die Stadt nichts bezahlen, indem sie einestheils daran festhielt, es bestehe keine Garantie dafür, daß er irgendeinen besonderen Wert besitze, anderenteils hervorhob, daß er für die Kommune, die nur für das Wasser Verwendung habe, ganz wertlos sei.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

12)

Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

4.

„Du hier beim Konditor, Vera!“ Faste kam von der Straße hereingestürzt. „Ich sah Dich durch das Fenster.“

„Wir ziehen heute wieder in die Stadt hinab,“ erklärte sie, — und da war es so kalt und ungemütlich daheim, daß ich hier hineingehen und mich mit einer Tasse Schokolade aufstauen mußte.“

„Mit Deiner Erlaubnis laß ich mich bei Dir nieder.“

„Fräulein, geben Sie mir auch eine Tasse. — Ich komme direkt vom Staatskondukteur, weißt Du. Ich schlage die Harze und winde mich tagaus, tagein wie ein Wurm, um es ihnen in ihre Köpfe hineinzubringen, welsch eine unberechenbare Zukunft die Stadt gerade vor ihren Fenstern liegen hat, — alle Bedingungen für einen größeren Badeort — — Aber — sie haben einen Glassplitter im Auge, Du! — Diese angeborene Kurzsichtigkeit, die nicht instande ist, über den altgewohnten Weg hinauszusehen, — nämlich Schiffe durch die Sundöffnungen hinauszuenden und Frachtwechsel einzulassieren. Es gilt, an ihren städtischen Patriotismus zu appellieren, siehst Du, Funken aus Rieselsteinen zu schlagen, — ein großes Gefühl in eine kleine Stadt hineinzubringen! — Aber natürlich bezweifeln sie alle miteinander von vornherein die Durchführbarkeit und Zuverlässigkeit meiner Vorschläge. Es ist ja nur der alte, bekannte unruhige Geiste Faste, der wieder zur Stadt gekommen ist!“

„Hattest Du denn erwartet, daß sie so verständnisvoll sein würden,“ scherzte Vera, „oder so bereit, ihr teures Geld auf Dein Wort hin auszugeben?“

„Nein, Du; aber auf das hin, was ich ihnen unumstößlich vor ihrer eigenen Augen zeige! — Es ist nur ein klein wenig Molenbau erforderlich, und wir haben einen Badeort! Das Wasser durchsichtig, glasklar und still und eben ohne alle Kräuflung, weil der Wind von den nördlichen Höhen sich erst weiterhin auf die See herabsenkt — — Und dazu dieser herrliche, weitgestreckte Sandgrund

vor der Landzunge, den wir Knaben aus der Stadt alle kennen, und wo wir an heißen Sommerlagen gebadet haben, während die blanke Dünung über den Sand rollte, und wo man auf dem samtweichen, weißen Schreibsand weit hinaus waten konnte. Und an der anderen Seite der Bucht kann man direkt vom Felsen hinab in tiefes Wasser springen! — Dies ist eigentlich die einzige glänzendhelle Erinnerung aus meiner Knabenzeit. Und deswegen haftet sie auch — gleich einem Glücksideal, möchte ich sagen, das in die Wirklichkeit hinüber zu retten, mir ein Bedürfnis ist. Lebensmüde, kranke, bekümmerte Seelen einen solchen zauberhaften Sommertag draußen im Wogengerolle erleben zu lassen, — ich wüßte nicht, was ich meinen Mitmenschen lieber verschaffen möchte. — Was — was?“ brauste er auf, „findest Du etwa, daß das so kindisch ist, — so naiv?“

„Im Gegenteil, Faste, — im Gegenteil — —“

„Ja, Du kannst Dir wohl denken, daß ich noch andere Argumente ins Treffen zu führen habe?“

„Nichts, was sich mit diesem messen könnte, Faste! — Wenn das, was Du in Deinem Innersten denkst, so aus Dir herausprudelt, dann bin ich mit Leib und Seele dabei. Mag der Badeort sein, was er will.“

„Was für Ausflüchte sind nun dies wieder? Ein Mann und sein Werk lassen sich nicht voneinander trennen! — Aber ich verstehe, — Du willst um den Brei herumgehen, — ebenso wie die anderen. — Ich vergaß, daß wo Kleinstädtische Herren sind, es notwendigerweise auch Kleinstädtische Damen geben muß.“

„Verzeih, daß ich über Dich lache, Faste! Aber setze Dich jetzt nur ruhig wieder hin und unterhalte die Kleinstädterin.“

Er lief erregt auf und nieder:

„Hier hat nun die See anderthalb Jahrhunderte gegen den Strand und die Brücke geplätschert und gewogt und nur auf den Mann gewartet, der das Wort Badeort mit dem Stoch in den Sand schreiben würde. Der Meeresstrom führt uns die beiden großen Kurmittel: Moor und Schlamm zu. Und die Hochgebirgsluft sauft über die Stadthügel mit dem Aroma aus den großen Nadelwäldern. Wir haben Wald und Gebirge und Luft und Meer so wunderbar vereint. Aber, — laßt es saugen, laßt es saugen, — und vor allen Dingen, beschont uns mit Projektemachern! Er müßte doch im Grunde eine angenehme Ueberraschung für sie alle sein, Vera, daß sie an einer Quelle mächtigen Reichtums wohnen, ungefähr so, als wenn unter ihren Kellern Steinkohlenlager entdeckt wären — — Und wir haben eine Seeluft, so kräftig und mild und warm, daß sie die ganze Stadt einmal übers andere gähnen macht, — so daß sie sich am liebsten hinlegen und einschlafen möchte, — frisch und mild und weich streicht sie vom Meere her landeinwärts und läßt uns ihr stärkendes Salz in die Lungen einatmen.“

„Ich fürchte, Du machst mich noch ganz schwindelig, Faste. — Es ist beinahe, als erblicke ich die Stadt plötzlich in einer ganz anderen Beleuchtung.“

„Ich denke oft, Vera, daß wir beide, — ja, gerade wir beide — Seelen sind, die hier unten im Finstern umhergehen, und dann geschieht es wohl, daß wir uns hin und wieder einmal erkennen, — so in dem aufblühenden Lichtschein eines kurzen Augenblicks, wie bei einem Magnesiumlicht. Und dann spielen wir Blindkuß weiter, — spielen Freunde!“

Vera richtete sich unwillkürlich auf ihrem Stuhle auf, und etwas wie eine hastige Angst huschte über ihr Gesicht.

— — „Aber, mein Gott, wie genau ich Dich von jedem Mal erinnere, daß ich Dich so sah, — mit den mutigen Augen, der klaren, festen Seiten über den Brauen und dem Munde, der immer so klar und deutlich spricht, daß Du eigentlich keiner anderen Sprache bedürftest. Es sind gleichsam Porträts von Dir, die ich in meiner Erinnerung als Transparente hängen habe — —“

Es zuckte leicht um Veras Lippen:

„Ja, in dem verzaubernden Licht siehst Du wohl alle, die Dich in dem Augenblick gerade verstehen. Das ist nun einmal so Deine Natur, daß weiß ich so gut, Faste. — Aber, wenn sie daran zweifeln?“

„Ich sage ja, Vera, irgend etwas an Dir scharrt profaisch gegen den Grund, — es stößt mir jedesmal auf, — ein Fehler! — Es hängt damit zusammen, daß Du Sommersprossen in Deinem schönen Gesicht bekommen kannst.“

„Ich will mich nicht von Dir beleidigen lassen, Faste. Aber —“, lächelte sie, — „findest Du etwa, daß das ein Kompliment war? — Aber was meinst Du dazu,“ — sie hielt ihm ihre Hand hin, — „wenn wir uns in Zukunft an unsere alte Freundschaft halten?“

„Freunde? — Nun ja, verzeih, Vera! Es geht mir wie dem Ochsen, der immer gegen das Drahtgitter rennt, weil ich es niemals seher!“

Er griff hastig nach dem Hut. — —

„Und da,“ — er nickte nach der Tür hin — „hast Du Kristine Torp, die ihre Schritte hierher lenkt, einen ganzen Sad voll Stadtklatsch und Neuigkeiten, — und natürlich in der Hoffnung, es hier in der Konditorei bei einer kleinen Vormittags-Schwaberversammlung unter Freundinnen los zu werden.“

„Guten Tag, Fräulein Torp,“ — grüßte Faste flüchtig, während er an ihr vorüber die Treppe hinabstürzte.

— „Nein, Vera, das denkt wahrhaftig niemand von Dir, daß Du die Absicht hast, das Verhältnis zu Deinem Freund und Protegé Faste zu etwas mehr zu gestalten,“ flüsterte Stine vertraulich, indem sie sich setzte.

„Nein, nein, Du, und da denken die Leute wirklich ganz recht, Kristine.“

„Weißt Du aber, was sie von Dir sagen, Du? Daß Du mit ihm spielst wie die Katze mit der Maus.“

„Dann —“

„Ach tu nur nicht so unschuldig. Niemand weiß besser als Du, daß Dein Freund, das Genie, ein Sonderling ist, wie er so herumgeht und sich mit allen seinen Hunderten von Ideen von Sinn und Verstand redet und das Haar einmal über das andere aus der Stirn streicht und mit den Augen himmelt. Ich würde sagen, sie seien so unschuldig wie die eines Kindes, daß seinen Milchbrei haben soll, wenn ich nicht noch gestern gesehen hätte, wie feindlich und giftig sie werden können, wenn sich jemand untersteht, seiner Hoheit zu widersprechen. Das war, als mein Bruder Johann seine Meinung äußerte, daß sein Plan mit dem Badhotel mit den sechshundert Zimmern für unsere kleine Stadt ein wenig zu schwindelnd sei.“

„Aber waren es denn wirklich sechshundert?“ wandte Vera sanft ein.

„Nun ja, nach Hunderten zählten sie doch jedenfalls.“

„Wenn ich mich recht erinnere, erzählte mir Faste, daß sein Plan für das Hotel hundertundzwanzig Zimmer umfasse; daß aber Martens höchstens achtzig haben wolle.“

„Da soll ein Turm sein, — ein Aussichtsturm,“ — fuhr Etine fort, — „und ein Dach, auf dem man spazieren gehen kann, so wie im Süden! Und, — ja, das darf ich wohl eigentlich gar nicht sagen; aber Johan erzählte, Blantenberg gehe diese Tage verzweifelt umher infolge dieses modernen Hotelprojektes. Blantenbergs Hotel würde sehr darunter leiden. Das ist ja auch nach jeder Richtung hin altmodisch. Und wenn erst Martens seine Hand dabei im Spiel hat, so würde Blantenberg wohl leider ziemlich blank gemacht werden, meinte Johan.“

„Ihr sprecht von Faste Forland?“ erscholl die joviale Stimme des Schiffszweckers Torbjörn, der zur Tür hereintrat, — er wollte ein Glas Portwein am Ladentisch trinken. — „So recht herbstlich, — naßkalt, — — Ja, nun will er das Wasserwerk der Stadt bis auf die Landzunge hinausgeführt haben. Es soll die ganze Gegend versorgen. Und in Zukunft sollen die Leute in Schwimmbädern gehen, — und obendrein mit der Aussicht, elektrisch beleuchtet zu werden, meine Damen.“

Er sah sie vergnügt an.

Vera schlang den Boa ineinander. — „Ich denke, der Möbelwagen wird jetzt da sein, dann muß ich mich beeilen. Adieu, Kristine,“ sagte sie, grüßte und ging.

Da draußen hielt nun der Herbst seinen Einzug unter goldig-hellem Himmel, und auf dem Stadthügel fiel das Laub gelb von den Bäumen mit Reiffrost und auf der Straße standen von der Nacht her überfrostene Wasserlachen.

Es war ein Gefühl des alten Spiehrutenlaufens aus seiner Freitischlerzeit, das Faste heute vormittag in Versuchung führte, durch die Hinterstraßen zu gehen. Da war kaum ein Haus, in dem er die täglichen Gewohnheiten nicht in- und auswendig kannte, aus den Zeiten, als er nach der Speisefliste aß und vor den Türen stand und sich krümmte und am liebsten über die Hintertreppe hineingeflüchten wäre.

Es war dieser ewige eigenartige Blick der Söhne und Töchter, jetzt Herren und Damen, in deren Hause er des Sonnabends Hering und Pfannluchen oder alle vierzehn Tage Stoddfisch oder des Donnerstags Erbsen und Schweinefleisch gegessen hatte. Und dann der Sonntagsbraten und der Pudding! — Schlimm, wenn er zu spät kam, und peinlich, wenn er zu früh kam, deswegen stand er da und wartete, wo ihn niemand sah, bis die Uhr schlug. — Und diese verlegenen Antworten und das linstische Benehmen! — Unsicher in bezug auf die Wirkung seiner Worte und immer argwöhnisch.

Er hatte sie nach seiner Rückkehr fast alle wiedergesehen, — und alle hatten sie das eigenartige unterdrückte Lächeln oder den bedeutungsvollen Blick gehabt, wenn sie grüßten.

Er hatte ein Gefühl, als sei er nur geboren und erzogen, damit sich die anderen über ihn lustig machten, — um der beklagte und bemitleidete Narr der Stadt zu sein.

Oder —

Faste wandte sich hastig um und ging schnellen Schrittes die Hauptstraße hinauf nach der Bank.

— Ihr Führer und erster Mann, der in einem abgetragenen Rock anfang und damit endete, die Stadt in eine Großstadt zu verwandeln!

Nadelstiche — — ?

(Fortsetzung folgt.)

Schwedische Eindrücke.

Von nüchternen Genüssen.

Gestern traf ich hier einen schwedischen Kollegen. Der war mit einem Stipendium von Stockholm nach Venedig gefahren und hatte sich auf der Durchreise vier Stunden in Berlin aufgehalten. Er muß zwischen dem Stettiner und dem Anhalter Bahnhof Entschaidendes erlebt haben, denn in dem Reisebrief, den er für eine schwedische Zeitung schrieb, erklärte er in aller Geschwindigkeit, daß die Deutschen ein Volk ohne Humor sind. Mehr kann man in drei,

bier Stunden auf der Durchreise nicht entdecken. Wir Reiseforschreiber geraten mehr oder weniger alle in die Methode dieses Kollegen, sobald wir uns in Darstellungen des nationalen Charakters, der nationalen Seele des fremden Landes einlassen. Die Schweden, so könnte ich in Stille des schwedischen Kollegen entdecken, sind Gemütsmenschen. Diese Wissenschaft schöpfe ich diesmal nicht aus dem schon geschilderten schwedischen Frekozien, sondern aus den — Stockholmer Straßenplakaten. Nicht daß Stockholm mit seinen 330 000 Einwohnern mehr als zehn Theater hat, beweist sein Gemütsmenschtum, eher sprechen dafür die Plakate zu den Wählerversammlungen, die angeht die der nahen Reichstagswahlen im ganzen Lande abgehalten werden. Da ist keine Kandidatenrede angekündigt, ohne daß daneben, vorher und nachher, Deklamationen, Gesangsvorträge, musikalische Genüsse im Programm ständen. Auch die sozialdemokratischen Versammlungen bieten oft ein solches Vielerlei an Genüssen. Es ist das Prinzip des reichbesetzten Smörgastisches, das hier ins Geistige übertragen ist. Eine deutsche Wählerversammlung muß sich meistens mit dem einen Gericht begnügen, das der Herr Kandidat zubereitet hat, höchstens daß noch ein zweiter Gang von einem politischen Freunde des Kandidaten serviert wird. Das sieht neben einer abwechslungsreichen schwedischen Musik, Deklamations- und Redegenüßgelegenheit dürftig und kahl aus — wie ein deutscher Hausmannstisch neben einem schwedischen.

Andererseits kommt dem Versammlungswesen die Abwesenheit des Alkohols außerordentlich zu statien. Die Abstinenzbewegung ist in den skandinavischen Ländern außerordentlich stark, und sie hat das politische Leben sachlicher, vornehmer, undemagogischer gemacht. In den politischen Versammlungen der Partei wird entweder gar kein Alkohol konsumiert oder doch nur in Mengen, die im Vergleich mit dem deutschen Bierkonsum gar nicht in Betracht kommen. Die großen Versammlungen im Stockholmer „Folkets hus“ sind alkoholfrei. Die Abwesenheit des Bierkruges und des klappernden Kellners gibt, wie die Kirche für ihre Versammlungslokale längst gewußt hat, den Meetings einen ganz anderen Ernst. Die Nüchternheitsbewegung ist hier überhaupt ein heilsam mächtiger Faktor. Ein Student aus Uppsala erzählte mir, daß an der dortigen Universtität jeder fünfte Student organisierter Abstinenz sei! Kein Wunder, daß der skandinavische Student für den geistigen Habitus des deutschen Bierstudenten bloß ein Lächeln der Geringschätzung hat. Auch in den Restaurants gibt es keinen Bierzwang. Man braucht sich nicht zu genieren, zur Mahlzeit Milch oder Wasser zu verlangen.

Ja, in manchen Städten, z. B. in Dalekarlien oben, ist der Ausschank von geistigen Getränken überhaupt untersagt. Wer Bier trinken will, muß es sich aus einer anderen, weniger streng nüchtern beherrschten Stadt bestellen. Ein solches Verbot mag von manchem Einzelnen, der sich seiner Mäßigkeit bewußt ist, als Nüchternheits-tyrannie empfunden werden. Das Volk als Ganzes, die Masse, und ganz besonders die arbeitenden Klassen werden durch diesen Abstinenzzwang aufs glücklichste beeinflusst. Ich habe in Leksand, einer dalekarlischen Stadt mit 11 000 Einwohnern, am Sonntag ein großes Volksfest mitgemacht, wo von Mittag bis Mitternacht nicht ein Tropfen Bier oder Wein getrunken wurde! Und doch (eigentlich: und eben darum) herrschte ein Geist sanftmütiger Fröhlichkeit, der unter den brutalen Wirkungen des Alkohols nicht denkbar ist. Um 12 Uhr nachts standen Burshen und Mädchen in ihrer farbige-leuchtenden, alten Volkstracht auf dem Tanzboden, und noch war nirgends gezankt, gebalgt, geraußt, gestochen oder wenigstens jemand aus der Gesellschaft hinausgeworfen worden. Aber die kunstvollsten Bauerntänze, um derenwillen die dalekarlischen Landleute berühmt sind, wurden mit einer Anmut und Leichtigkeit durchgeführt, wie sie nur der hierlose Erdennensch zustande bringt. Rund um den Tanzboden standen Bänke ganz im Finstern, im Schatten der Gebüße, und es wisperte und flüsterete und sicherte aus allen dunkeln Winkeln. Fiel hier ein Kuß, so war er wenigstens nicht von Bierdunst behaucht. . . . So berauschten sich in Leksand die Jungen.

Die Alten aber saßen ganz wo anders, im Garten des alten Bauern Peterjon, der sich zur Ruhe gesetzt hat und Allertimer seiner heimatischen Provinz sammelt. Und da sitzen alte dalekarlischen Bauern in ihren langen schwarzen Schößröcken, gelben Kniehosen, biden Wadenstrümpfen und Halbschuhen, und viele haben ein Palet im Schoß, ein sorgfältig verpacktes. Im Garten ist einstmals aus alten Brettern eine Art Rednerpult errichtet worden. Zu diesem vertwitterten Pult begibt sich von Zeit zu Zeit einer der Bauern. Das Palet hält er behutsam wie einen Säugling im Arm. Hierauf beginnt eine Rede. Gar nicht rhetorisch, sondern ganz gemütlich-natürlich, wie eben unter Freunden. Zwischenrufe unterbrechen den Redner, die meisten Rufe beziehen sich auf das sorgfältig verpackte Ding in seinem Arm. Man lacht, man überschwägt den Redner, man hört ihm nicht zu. Aber da entschließt sich der Bauer, die Schnüre vom Palet abzulösen, eine nach der anderen. Noch bleibt eine dicke Hülle Zeitungspapier. Mit absichtlicher Langsamkeit, während die Stille wächst und das Lachen kürzer wird, entfernt er die letzte Hülle. Jetzt sieht man — zwei zusammengenähte Haisenfelle. Der alte Sammler Peterjon aber kommt näher, die Brille auf der Nase, bestiebt das Fell und schüttelt dem Spender die Hand. Nun hält der Spender eine lange Erklärungsrede. Ich verstehe vor allem die immer wiederkehrenden Worte „gamla tiden“, „myoko gamla tiden“ (alte, sehr alte Zeiten). Vom Urgroßvater her hat er dieses zusammengenähte Fell geerbt, aus alten, ganz alten Zeiten, es wurde als Mehlfack benutzt. Man begreift jetzt den Händedruck des

Sammlers. Ein ganzes Museum, von Schwedischen Ethnographen hochgeschätzt, hat so der Bauer Peterson in Leksand gesammelt. Die alten Bauern, die den Wert aller Erinnerungszeichen ihrer alten Kultur zu schätzen wissen, sind seine treuesten Mitwandler. In diesem Sonntag hielten sie ihr Gabenfest. Freilich, die Dalekerler haben ihren ganz speziellen Provinzhochmut. Der Bauer verläuft hier keinen alten Schrank, wie hoch auch das Angebot des Sommerfrischlers sei, keine gestickte Haube, keinen alten Leuchter. Und fast jede Stube ist geschmückt mit den schlicht schönen Erzeugnissen ihrer urwüchsigen Bauernkunst. Der bunte gefärbte Stoff zum Rock und Leibchen der Bäuerin wird hier im Hause gewebt! Für die Ewigkeit! Die Decken am Tisch und Betten — farbig leuchtende Gewebe nach uralten Mustern, gefärbt mit dem Farbstoff der Blumen, die frisch aus Wiese und Garten geholt werden. Wie bemalten sie ihre jahrhundertalten Truhen und Kästen. Kein Wunder, daß sich die Künstler mit den dalekarlischen Bauern verbunden haben, um sie in ihrem Widerstande gegen die allseitig eindringende Pöbelkultur zu bestärken! Künstler von europäischen Namen wie Born und Larsson haben hier in Leksand gemeinsam mit den Bauern eine Ausstellung veranstaltet, zu der die Touristen aus ganz Schweden strömen. Neben den kühnen impressionistischen Studien Borns hängen die alten, in strahlend starken Farben prangenden Gewebe der dalekarlischen Bauern, ihre uralten Leuchter aus Schmiedeeisen und ihre soliden, hellen, für die Ewigkeit geschmigten Möbel. Ein junger schwedischer Maler, Gustav Antarkona, selbst mit seinen lichtblauen Augen, frischroteten Wangen und flachblonden Haaren in allen Nationalfarben des Nordens leuchtend, führt mich: „Ja, wir stellen hier zusammen mit den Bauern aus. Sie sollen das Gefühl haben, daß ihre Gewebe gerade so Kunst sind wie unsere Bilder! Sie können sich ja gar nicht vorstellen, wie mannigfaltig die alte Kunst unserer Bauern ist. Gehen Sie eine Viertelstunde weiter, dort tragen die Bauern schon eine andere Tracht, dort haben die Gewebe schon einen anderen Stil, dort werden schon andere Länze getanzt. An der Art, wie einer seine Fiedel führt, will ich Ihnen sogleich sagen, aus welcher Gemeinde er ist!“ Wirklich, am Sonntag sah ich die Bauern aus ihren Booten steigen, mit denen sie über den Sikansee zur Kirche führen, und jede Gemeinde hat ihre eigene Tracht, jede Schürze war nach anderem Muster gewebt. Der zuschauende Fremde staunt lächelnd über den uralten, von den Dorfgrenzen streng umschlossenen ästhetischen Partikularismus. Doch wenn der bunte Strom der Kirchengäste die breitmächtige Birkenallee zum See zurückspült, dann wünscht man sich höchst unwissenschaftlich, daß die dalekarlische Landschaft, die Heimat des anmutigsten germanischen Menschenstammes, von der verwüstenden Gewalt der kapitalistischen Fabrikultur verschont bleibe!

Stefan Großmann.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Eine merkwürdige Sonnenprotuberanz. Protuberanzen nennt man die eigentümlichen Hervorragungen am Sonnenrande, welche in den wenigen Minuten einer völligen Verfinsternung der Sonne durch den davortretenden Mond am Sonnenrand rotleuchtend in den sonderbarsten, in schneller Veränderung begriffenen Formen sichtbar werden. Nachdem sie zuerst bei der Sonnenfinsternis des Jahres 1842 erblickt waren, wurden sie bei den folgenden Finsternissen aufmerksam beobachtet; doch erst im Jahre 1860 gelang es, unzweifelhaft festzustellen, daß diese Gebilde der Sonne angehören. Mit der Entdeckung der Spektralanalyse wurde es nach der Sonnenfinsternis des Jahres 1868 möglich, die Protuberanzen auch bei hellem Sonnenschein wahrzunehmen und zu beobachten. Man hat sie für gewaltige Eruptionen glühenden Wasserstoffgases gehalten, das aus dem Innern einer Sonne hervorbricht und mit ungeheurer Kraft in die Höhe geschleudert wird. Von der Größe der dabei wirklichen Kräfte kann man sich nur schwer eine ungefähre Vorstellung machen — erreichen die emporgeschleuderten Massen doch fast immer Höhen von 50 000 bis 150 000 Kilometer über dem Sonnenrand (der Durchmesser der Erdoberfläche beträgt nur 12 750 Kilometer), und gehen die Geschwindigkeiten, mit welchen die Massen aufsteigen, bis zu Hunderten von Kilometern in der Sekunde, übertreffen also noch die der Weltkörper (beispielsweise beträgt die Geschwindigkeit der Erde auf ihrer Bahn um die Sonne nur 30 Kilometer in der Sekunde).

Die ungeheuren Geschwindigkeiten, mit welchen die Protuberanzen aufsteigen, sehen übrigens der Annahme, daß es sich bei ihnen in der Tat um Eruptionen glühenden Wasserstoffs handelt, nicht geringe Schwierigkeiten entgegen. Ganz abgesehen von der Unvorstellbarkeit der sie veranlassenden Kräfte müßte man doch erwarten, daß die Geschwindigkeit beim Aufsteigen allmählich geringer wird, da die emporsteigenden Massen in der aus glühenden Dämpfen bestehenden Atmosphäre der Sonne einen gewaltigen Widerstand finden müssen.

Eine sehr merkwürdige Protuberanz ist nun am 13. Februar dieses Jahres auf der Sternwarte zu Kobakanal in Indien beobachtet worden. Sie erschien ganz plötzlich und stieg bis zu einer Höhe von nicht weniger als 450 000 Kilometern auf. Die besondere Merkwürdigkeit dieser Protuberanz liegt aber nicht sowohl in der

außergewöhnlichen Höhe, welche sie erreichte — ist doch z. B. am 20. September 1893 eine Protuberanz beobachtet worden, welche eine Höhe von 500 000 Kilometern erreichte. Das Merkwürdige ist hier vielmehr die allmähliche Art der Ausbildung der Erscheinung. Während kurz vor 1/29 Uhr noch kaum eine Spur der Erscheinung wahrzunehmen war, zeigte sich bald nach 1/210 Uhr die emporragende Lichtmasse schon sehr auffällig und hatte mit ihrem Gipfel bereits eine Höhe von 80 000 Kilometern über dem Sonnenrand erreicht, und nahm dann andauernd bis zum Sonnenuntergang, der bald nach 6 Uhr abends erfolgte, an Glanz und Höhe zu. Um 11 Uhr war die Höhe von 80 000 Kilometern, um 1/25 Uhr nachmittags die von 100 000 Kilometern überschritten und um 6 Uhr abends hatte die Erscheinung die enorme Höhe von 450 000 Kilometern erreicht.

Aus diesen Zahlen geht deutlich hervor, daß die Geschwindigkeit der aufsteigenden Massen, falls es sich um solche handelt, nicht so ungeheuer groß war, wie sonst bei Protuberanzen; in der Tat erreichte sie nicht den Wert von Hunderten von Kilometern in der Sekunde, sondern betrug in der Zeit zwischen 10 und 11 Uhr nur 1,2 Kilometer in der Sekunde, in der Zeit zwischen 11 und 1/24 Uhr nachmittags 2,5 Kilometer, in den nächsten 1/2 Stunden, bis 4 Uhr, 6,7 Kilometer, in der Zeit von 4 bis 5 Uhr 24 Kilometer, von 5 bis 1/26 Uhr 87 Kilometer und in der Zeit von 1/26 Uhr bis 6 Uhr 84 Kilometer in der Sekunde. Die anfangs mäßige Geschwindigkeit nahm also, anfangs langsam, später mit außerordentlicher Schnelligkeit bis zu sehr großen Werten zu. Statt einer zu erwartenden Abnahme der Geschwindigkeit ist hier eine ganz gewaltige Zunahme zu konstatieren gewesen, eine Tatsache, die mit der Erklärung der Protuberanzen als emporgeschleudertes glühendes Wasserstoffgas in einem unvereinbaren Widerspruch zu stehen scheint und vielmehr anderen Erklärungsversuchen, bei denen auf Besonderheiten der Lichtbrechung Rücksicht genommen wird, zur Stütze dienen kann.

Der Glanz der Venus. Der ungewöhnlich weiße und starke Glanz des Planeten Venus, der jetzt wieder in größter Pracht den Morgenhimmel ziert, verlangt eine besondere wissenschaftliche Erklärung. Früher führte man ihn auf das Vorhandensein von Wolken in der Atmosphäre des Planeten zurück und nahm daher folgerichtig auch das Vorhandensein von Meeren an, die aber begreiflicherweise niemals von einem menschlichen Auge, selbst bei scharfster Bewaffnung gesehen worden sind. Ist man doch sogar beim Erdenmond noch immer nicht ganz sicher, ob jede Spur von Wasser seiner Oberfläche fehlt, obgleich die meisten und besten Forscher diese Ueberzeugung haben. Der Astronom Madgarg entwickelt jetzt in einem sachlichen Aufsatz der Wochenschrift „English Mechanic“ neue Anschauungen über das Wesen der Venus, in dem er die frühere Auffassung für veraltet hält. Von großer Bedeutung für die gesamte Wissenschaft von diesem Planeten ist die Beantwortung der Frage, in welcher Zeit er sich um seine Achse dreht, und diese wichtige Bedingung ist leider bis auf den heutigen Tag noch nicht befriedigenderweise erfüllt worden. Eine Gruppe von Astronomen vertritt die Ansicht, daß ein Venustag ungefähr die gleiche Länge habe wie ein Erdtag, nämlich beinahe 24 Stunden; eine andere Gruppe hält es für mehr wahrscheinlich, daß der Venustag eine viel größere Länge besitze, nämlich eine solche von 255 Erdtagelängen. Außerdem hat der italienische Astronom Bianchini um das Jahr 1727 mit einem höchst sonderbaren Niefenfernrohr Beobachtungen ausgeführt, die ihn eine Umdrehungszeit der Venus von 24 Tagen annehmen ließen, und zwar hatte er zwei Flecken auf der Oberfläche des Planeten entdeckt, die er für Meere hielt. Dann folgten gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts berühmte Untersuchungen von Herschel und Schröter, die einen eindringlichen Beweis dafür lieferten, wie schwierig die Planetenforschung ist. Während nämlich Schröter an den sogenannten Hörnern der Venus, die sie bei Sichelform zeigt, hohe Berge zu sehen glaubte, bekannte Herschel, daß er auch mit seinen hervorragenden Instrumenten überhaupt keine dauernden Flecken oder andere Unregelmäßigkeiten auf der Oberfläche der Venus wahrzunehmen vermochte. Daraus folgerte Herschel bereits, daß der Planet wohl von einer ziemlich dichten Atmosphäre umgeben sein müsse und daß die von ihm hin und wieder gesehenen veränderlichen Flecken als Wolkenbildungen aufgefaßt werden müßten. — Auch die feineren Beobachtungsmittel der Neuzeit haben die Vermutung, daß die Venus von einer dichten Atmosphäre umgeben sei, in den Bereich größerer Wahrscheinlichkeit gerückt. Dr. Madgarg ist nun aber willens, das Auftreten von Wolken auf der Venus gänzlich zu leugnen und behauptet vielmehr, daß die Oberfläche des Planeten stets das gleiche Aussehen zeige und daß die als Festländer betrachteten Umrisse immer in demselben reinen Glanz erstrahlen. Wären Wolken vorhanden, so würden sich auch auf der Venus ebenso wie auf der Erde und auch auf dem Merkur gewisse Dämmerungserscheinungen beim Aufgang und Niedergang der Sonne in einer rötlichen Färbung wahrnehmen lassen. Statt dessen behält sie stets ihren weißen Glanz, der beim Zwielficht nur in ein farbloses Grau abgedämpft wird. Daraus zieht der Gelehrte den ferneren Schluß, daß die Oberfläche der Venus eine vollkommene Wüste sein müsse, weil die Strahlen der Sonnen, die diesen Planeten zudem aus viel geringerer Entfernung treffen als die Erde, durch nichts in ihrer Wirkung abgeschwächt werden. Damit würde selbstverständlich auch jede Annahme des Vorhandenseins von Lebewesen oder gar intelligenten Geschöpfen auf diesem Nachbarplaneten der Erde hinfällig sein.